

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

145 (27.5.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Goethe und Napoleon

Mit Erlaubnis des Verlages v. Staadmann, Leipzig, entnommen mit folgenden Epitaph dem Roman „Der Mann aus dem Berg“ mit dem Robert Schönbauer ein gewaltiges Drama um Napoleon geschaffen hat, das zugleich wichtige Parallelen zu unserer Zeit aufweist.

„Napoleons Blick umfaßt den Eintretenden, der, in der vom Zeremoniell vorgeschriebenen Entfernung, sich höflich tief verneigt und in dieser Stellung verharrt.“

Napoleon sieht nichts als den schwarzen Staatsrock, die aufblühenden Orden, die funkelnden Silberschnallen der Schuße. Was soll das alles! Er will das Gesicht sehen, die Stirne, die Augen, den Mund, der ihm auf alle Fragen erwidern soll!

„Genug, genug!“ ruft er ungeduldig. „Ich sehe, Sie haben das großherzogliche Hofzeremoniell gelernt. Aber ich habe nicht den Minister zu mir befohlen, sondern den Dichter. Treten Sie näher!“

Nun, da Goethe sich aufrichtet, ist Würde in Haltung und Schritt. Er steht vor dem Kaiser. Seine Augen weilen sich im Schauen, ruhig nehmen sie den Anblick des Gewaltigen in sich auf.

Auch des Kaisers Blick wird groß, da er Goethes Antlitz umfaßt. Das funkelnde Augenpaar, das im geküllten Lichte ruhende, schweben gegeneinander, von ihrem Körperlichen getrennt.

Die Ruhe Goethes beirrt Napoleons Sinne. Mit einer hastigen Bewegung wirft er die Mütze ab.

„Wissen Sie, Herr Goethe, daß Sie beinahe meinen Tod auf dem Gewissen hätten? Ihr Werther hätte mich beinahe zur Nachahmung verleitet! Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen das mitzuteilen. Was sagen Sie dazu?“

„Eure Majestät, meine Jugendtünde hat schon manches Unheil angerichtet, und ich erfahre mit Bestürzung, daß ich nahe daran war, die Welt ihres größten Mannes zu veranlassen. Ich habe jedoch andern die Fehler ihres Lebens auch späterhin Ungemach bereiten, scheine ich zu jenen Glücklichen zu zählen, denen eben ihre Sünden zur Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsch verhalfen.“

„Fester senkt sich der Blick in Goethes unbewegtes Antlitz.“

„Sie sprechen glatt und überlegt, Herr Goethe, Ihr Werther spricht anders!“

„Ich schrieb den Werther vor beinahe vierzig Jahren. Ich hätte meine Aufgabe schlecht erfüllt, wäre ich heute noch Werther wie damals. Eure Majestät sind, wenn ich Großes mit Kleinem vergleichen darf, auch nicht mehr der General des Vendémiaire.“

Napoleon geht mit hastigen Schritten auf und nieder.

„Sie irren sich, Herr Goethe, Sie irren sich! Ich bin noch derselbe, der ich damals war! Mögen Sie alle das befreiten, ich fühle es, in mir lebt, der ich war, unverändert, in derselben Kraft!“ Mit scharfem Ruck hält Napoleon, wechselt das Thema:

„Der Charakter Ihres Werther ist gespalten. Die Resultierende, der Selbstmord, ruht auf zwei Komponenten, unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgeiz. Das verwirrt!“

„Majestät haben mit bewunderungswürdigem Scharfblick die schwache Stelle des Werkes erkannt. Ich habe mich in einer späteren Fassung bemüht.“

„Sie geben mir recht? Sie erkennen an, daß ich auch etwas von Ihrem Handwerk verstehe? Gut! Die Liebesleidenschaft ist eine Kinderkrankheit, die rasch vergeht, der Ehrgeiz beherrscht unser Leben. In diesem Sinne haben Sie wohl jetzt das Werk umgestaltet?“

„Es schmerzt mich, Eurer Majestät widersprechen zu müssen. Ich glaube, daß die Liebe in allen Phasen des Lebens ihr Recht von uns fordert, daß aber die Macht des Ehrgeizes mit den Jahren sich wohlthuend schwächt.“

„Sie wollen sagen, daß Ihnen Ruhm und Beifall der Welt gleichgültig geworden sind, daß Erfolg und Mißerfolg Sie kalt läßt?“

„Es ist mir eine stolze Genugtuung, von einem Geiste Ihrer Größe, Eure, erkannt zu werden. Der Beifall der vielen aber ist mir gleichgültig geworden. Ich pflanze meine Blumen, weil sie mich freuen, nicht damit sie den andern gefallen.“

Schärfer Napoleons forschender Blick. Goethe hält ihn aus.

„Gleichgültig ist es Ihnen, ob der Jubel der Welt zu Ihnen aufbraust, oder ob sie Ihren Worten taub bleibt?“

„Eure Majestät, meine Jugendwerke fanden lauterem Widerhall als die meiner reifen Zeit. Es ist viel stiller geworden um mich.“

Die Blicke des Kaisers weiten sich zum Staunen; das sagte dieser Mensch so ruhig, so unbewegt! Was wäre aus Napoleons Leben geworden, hätte sich nicht das Weltrauschen um ihn gesteigert von Tag zu Tag!

Wieder schreiet er auf und nieder, wieder hält er mit jähem Ruck vor dem Dichter:

„Sie sind auf falschem Wege, Herr Goethe! Sie tun unrecht, sich in diesem abgelegenen Winkel — ich kenne dieses lächerlich — kleine Weimar! — zu vergraben! Sie spielen Staatsminister, Sie dichten, wie ein Kleinbürger Aktien schmiedet, das sind alles Dummeheiten! Kennen Sie Paris?“

„Ich hatte noch nicht das Glück, die Weltstadt zu sehen.“

Napoleon tritt dicht an Goethe heran, faßt das Band des Falkenordens und reißt daran im Takt der Worte:

„Sie müssen nach Paris kommen! Sie müssen in meiner nächsten Umgebung leben! Sie müssen sich den Atem der Welt täglich um die Stirne wehen lassen, Sie müssen den Herzschlag der Zeit hören! Sie sind berufen, diese Zeit, die größer ist als alle vergangenen Epochen, zu gestalten! Meine Taten müssen Sie singen! Ich, der größte Herrscher dieser Zeit, Sie, der größte Dichter! Wir gehören zusammen! Mein Ruhm wird der Ihre werden! Lassen Sie diese kleinen Schicksale, wie das Ihres Werther, ergreifen Sie den großen Stoff, den ich Ihnen biete, den größten aller Zeiten! Wie ich größer bin als Achilles, Cäsar und Augustus, so werden Sie größer sein als Homer, Vergil und Horaz! Sie werden Ihr Leben formen, wie ich es geformt habe, Sie werden zur höchsten Höhe steigen! Sie werden der geistige Führer Frankreichs werden, eben weil Sie kein Franzose sind! So wie ich es nicht bin! Das Volk kann keine Großen gebären, aber es ist der bitfamste, edelste Ton in ihrer Hand! Sie dienen heute einem lächerlich kleinen Herrn! Dienen Sie mir, Sie sind nur würdig, dem Größten zu dienen, keinem sonst! Kommen Sie!“

Glühend wirbt der große Blick.

Die Lider Goethes senken sich vor ihm. Was dieser dämonische Gott, dieser herrliche Teufel spricht, das Sirenenlied, das er singt, Goethe der Jüngling, Goethe, der Mann, hat es vernommen in tausend fiebernden Nächten. Seit Jahren, Jahrzehnten schweigt es, seit Jahren sind die Nächte still und sternklar wie der reinste Tag. Jetzt aber klingt das Lied noch einmal auf aus dem Munde des Größten, Gewaltigsten, den die Welt sah, den er verehrt, dessen Kraft er oft männlich-tarf erlebt, dem er sich verbunden fühlt wie Berg und Berg im gleichen Glanz des Firns.

Noch immer hülsen die Lider des Dichters die großen, reinen Augen. Desinerte er sie, er verfiel dem glühenden Werben des göttlich-teufelischen Blicks. Nun aber fühlte er, da die Bogen der ausgewählten Seele sich glätten, daß das glühende Werbelied verklingt, daß Faust sich vom schimmernden Hofe des Kaisers befreit, der reinen, schlichten Landhaftigkeit zu, deren Früchte langsam reifen, aber in unbeirrter tiefer Sicherheit.

Langsam öffnet Goethe die Augen zu klarem, mutigem Schauen.

„Ich danke Eurer Majestät aus tiefstem Herzen für diese Gnade, die mir ein herrliches

Göttergeschenk bleiben wird. Aber Eure Majestät überschätzen meine stille, schlichte Kraft. Ich forme mein Leben nicht, es formt mich, indem ich seinen milden Zwang erkenne. Der Atem der Welt, die Glut Ihrer großen Taten würden mich nicht zu neuem, größerem Werk begeistern, ich würde in ihrer Uebermacht verstummen. Ich kenne unsere Ohnmacht und unser Mißgeschick. Ich weiß, Eure, wir hoffen vergeblich, uns zur Nation zu bilden, unsere Kräfte, Vorzüge und Tugenden sind zersplittert, und ich fürchte, wir werden nie das Glück haben, daß uns der Himmel einen Genius schenkt wie Sie, der mit übermächtiger Hand all unser Gutes und Starkes zusammenzwingt zu einer großen, befreienden Tat. Das alles weiß ich. Wir sind kein Staat, aber wir sind ein Land. Erde, Bäume und Felder tragen ihren eigenen unvergleichlichen Duft, tragen Geist und Seele. In mir lebt und wächst seit meiner Jugend ein deutsches Werk, das unser Irren und Streben, unser Mühsal und Erreichen befreiend formen will. Dieses Werk kann nur aus deutscher Erde Nahrung ziehen. Seit es in mir ist, fühle ich daß ich dem Pulsschlag dieses Landes mit geheimnisvollen Atern verbunden bin.“

Die geklärten Augen Goethes sehen nicht mehr zu dem Kaiser auf, sie sehen ins Unfassbare, in eine geheimnisvolle Welt, die dem Blick des Allmächtigen verschlossen ist.

Ein kurzes verabschiedendes Nicken Napoleons, eine höfliche Verbeugung Goethes.

Die beiden Berggipfel versinken im Nebel ihrer Einsamkeit.“

Arbeitsdienst

Ihr seid die Ersten im Dritten Reich, Ihr habt Euch nicht besonnen. Ihr habt die Trümmer der alten Zeit Sandstein in Eure Fäuste genommen.

Es läuft ein frühlingstrüger Hauch Ueber die braunen Schollen. So wächst Euer Schaffen als erste Tat Aus Deutschlands heiligem Wollen.

Grau ist Euer Arbeits- und Ehrenkleid, Viel grauer sind Elend und Jammer. Doch raunt eine Sage aus großer Zeit Von Schmiede und Amboss und Hammer.

Nun haltet durch deutsche Wälder Wieder der erste Schlag Und über Berge und Täler Steigt strahlend der neue Tag.

G. Münzer.



(22. Fortsetzung)

Reiter mit verbrämten Stahlwesten, Karabiner entfährt, Sturmriemen unterm Kinn. Andre schwangen blanke Palasche wie Windmühlenschnäbel. Auch kamen Tankwagen mit schufertigen Ränzen. Gewiß, diese Soldaten rechneten mit Panzerkollern und Hinterhalten, jeder Deutsche war ja ein Kannibale und Sammler von abgeschlissenen Ohren.

Es folgten klappernde Schwadronen, Geschütze, Proben. Auch Dutzende von Kraftwagen mit Fußtruppen als Ladung. Die Kerle hatten blaue Gesichter, diese Kälte waren sie nicht gewöhnt. Keiner lächelte, jeder erstarrte, eher ängstlich als drohend. Und alle trugen Stahlhelme wie Rastlerbeden. In der Luft schwirrende Flugzeuge, in Keilform gestaffelt wie Zugvögel.

Da ich mit Mutter Himmelreich gemächlich in der Haustür stand, drückten auch die andern Bauern ihre Fenster auf, um sich die Kavalkaden der Sieger zu betrachten. Meine Hut verbiss ich; denn erstens wäre jede feindselige Geste albern gewesen, zweitens konnten diese kaffigelben Muskoten nicht verantwortlich gemacht werden.

Wir gingen wieder ins Haus und schwiegen. Mutter Himmelreich zündete die Kerze vor ihrer Porzellanmadonna an, setzte die Brille auf und betete den Rosenkranz. Tränen wollten über ihre lebernen Wangen. Ich las die Morgenzeitung: So verwirrtlichen sich die 14 Punkte

Wilson's . . . alle Kolonien, die besten Handelschiffe, Tausende von Lokomotiven und Eisenbahnwagen, Legionen von Pferden, Schafen, Milchkühen sollen gefordert werden . . . von den Grenzvermittlungslagen in Ost und West nicht zu reden . . . viele hundert Milliarden Tribut . . .

Durfte ich alles glauben, was gedruckt wurde? Ich faltete das Blatt zusammen, legte Holz in den Ofen, brachte der Ruh trockenen Klee und goß der Rage Milch in den Napf. Dann ging ich hin und her in der Stube, fing müde Winterfliegen, zog die Schwarzwaldduhr auf. Wenn ich die Gardine lästete, sah ich immer noch Engländer. Sie galoppierten nicht mehr, sie standen abgesehnen neben den Gänlen, mit blanken Säbeln und entscherten Karabinern. Die Fußtruppen verließen ihre Lastwagen und schulterten das scharfe Bajonett. Die Tanks, die man wie gesteckte Röhre bemalt hatte, reckten sich wie Festungen hoch, ihre Geschützschlände sperrten die schwarzen Mäuler auf, als wollten sie Luft schnappen. Das sah alles nach Ueberfall und Massenmord aus. Meine Faust fror in der Tasche.

Mutter Himmelreich ließ den Rosenkranz in die Schürze sinken. Die Alte murmelte noch „sondern erlöse uns von dem Uebel“ und drückte mich dann barisch vom Fenster, als hätte ich dort nichts zu suchen. Sie schaute jetzt selber hinaus, und als ich sagte, die Kerle sollten sich alle zum Teufel scheren, da schob sie die Brillengläser von der Nase zur Stirn

und blickte mich an, als hätte ich etwas Sündhaftes gesprochen. Ja, ihre Mutteraugen sahen nicht das Unrecht, nicht die Waffen, nicht das gewalttätige. Witwe Himmelreich sah etwas ganz andres: „Die ärm Käls friere. Die Pöhd han Hunger!“

Sie hatte recht: Die gelben Tommys lehten ihre Gewehre heimlich an die Chauffeebäume und schlugen sich warm. Andre klappten mit den Füßen, hauchten in die blauen Hände oder stellten sich zwischen die Pferde, um den Defen dieser dampfenden Bäuche nahe zu sein. Wie sah man den feuchenden Atem von Mensch und Tier in der frostigen Luft des Dezembertages! Mutter Himmelreich murmelte weiter: „Un ket Minsch mäht de Dür op; se sollten sich doch lei schammel!“

Mein, keiner von den Anwohnern machte die Tür auf. Wer sollte auch Lust haben, den Feinden ein freundlicher Gastgeber zu sein?

Die Alte stieß mich wieder in die Seite: „Wieder dat dann mit ich in Frankreich —?“

„Was denn, Mutter Himmelreich?“

„Hätt ich keiner ein warm Stuw gemacht?“

Ich überlegte und antwortete: „Doch, einmal nahm uns eine alte Frau auf; das war im Schnee der Neujahrsnacht 1916. Neuwilly hieß das Dorf!“

Also schlusste Mama Himmelreich zum Dien, goß heißes Wasser in den Kaffeepot und ließ die kümmerliche Erbsenbrühe ziehen. Dann reichte sie mir einen Korb, ich sollte Heu von der Tenne holen. Und als heißes, Kaffee und Heu, zur Stelle war, öffnete die Alte ihre Tür, winkte den stampfenden und frierenden Tommys, goß ihnen heißes in die Feldbecher und erbat Grimassen, die dankbar aufstauten. Ich übernahm es, drei Pferde mit dem Heu zu füttern. Und kaum waren Mutter Himmelreichs Gaben zu Ende, da folgten fast alle Häuser der Landstraße unserm Beispiel: Ueberall kamen die deutschen Mütter mit dem Kaffeepot, über-

all tranken die Feinde aus dampfenden Bechern überall wiehern die eraukten Pferde.

Selbstam: Die Tommys steckten ihre Säbel ein, das Fußvolk sicherte die Gewehre und klappte die blanken Bajonette. Schließlich verschwanden auch die Geschützrohre in den Wägen der Tankwagen, und die Mannschaften krochen lachend aus dem gepanzerten Verlies. Mutter Himmelreichs Schlempe wirkte wie Baldrian. Die Alte hatte eine große Bataille gewonnen.

Hernach sah ich mit der Witwe wieder in der Stube und betrachtete ihr Gesicht, das mir zum Anblick geworden war. Einmal streifte ich ihre Hand, und sie mußte wohl spüren, wie mir zumut war. Denn sie sagte in feierlichem Hochdeutsch: „Wenn ich andern Söhnen gut bin, tut man auch gut sein zu meinen Söhnen!“

Hinter dieser Einsicht stand ein ewiges Bekennnis. War ich nicht auch ein anderer Sohn von ihr? Wie ich mich schämte.

„Eine gute Mutter ist jedes Sohnes Mutter!“

Witwe Himmelreich schob wieder die Rosenkranzperle durch die hölzernen Finger: „— wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“

Ich durfte nicht mehr führen. Draußen sogen die Engländer weiter, ihre Vorbur mußte schon in Köln sein.

Bon Tag zu Tag wurde ich ängstlicher, ich konnte wieder in den erbarmungslosen Winter hinausgestoßen werden. Darum schufte ich, um mich unentbehrlich zu machen.

Witwe Himmelreichs Söhne hatten lange nicht geschrieben. Und als mich die Alte eines Tages fragte, ob ich Weisheiten noch bleiben könnte, sie fühlte sich sonst zu einsam, da hätte ich diese Mutter am liebsten umarmt. Ich durfte also noch bleiben, durfte mit einem Gemisch von Angst und Jubel den Heiligen Abend erwarten!

Fortsetzung folgt.